

Du und ich und in/zwischen uns der Kapitalismus

Perspektiven jenseits der Herrschaftsförmigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen?

Chris Kurbjuhn

Romantische Liebe ist nichts Natürliches, sondern wurde erst mit dem Aufstieg des Bürgertums gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur historischen Option. Zugleich ist die romantische Liebe mit den kapitalistischen Produktions- und sexistischen Geschlechterverhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft verwoben. Nach der Skizzierung des Zusammenhangs von Liebe und Herrschaft wird abschließend die Frage angerissen, ob aus emanzipatorischer Perspektive an Elementen der Liebe festgehalten werden sollte.

Mit der Kraft einer Naturgewalt reißt sie die Grenzen des Möglichen ein, ist authentisch, gibt dem Leben einen Sinn und macht uns nicht nur zu glücklicheren, sondern vielleicht gar zu besseren Menschen. Kaum etwas wird stärker verklärt als die romantische Liebe. Dabei ist unsere Vorstellung von Liebe alles andere als natürlich, sondern etablierte sich erst mit dem Aufstieg des Bürgertums gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Das bürgerliche Verständnis von Liebe, als individuelle Geschlechtsliebe, weicht deutlich von anderen Liebeskonzeptionen etwa der Antike oder der Feudalgesellschaft ab. Die romantische Liebe bezeichnet nicht etwa eine Ethik oder eine (bisweilen qualvolle) Sehnsucht, sondern gilt als freie Übereinkunft autonomer Individuen, die auf Gegenseitigkeit, Intimität, Intensität und Dauerhaftigkeit beruht (vgl. Burkart 1998: 21f.). Ihre Besonderheit liegt in ihrem doppelten Glücksversprechen, das sich erstens auf die Individualität und zweitens auf die Transzendenz bezieht. Die romantische Liebe richtet sich erstens nämlich nicht auf bestimmte gesellschaftliche Qualitäten, die an der anderen Person geliebt werden, sei es die sozioökonomische Stellung oder bestimmte Eigenschaften wie Sittlichkeit, vielmehr nimmt sie in Anspruch, das Gegenüber als ganze Person in ihrer Einzigartigkeit in den Blick zu nehmen. Die Anerkennung der eigenen Individualität wird so zum ultimativen privaten Glücksversprechen des bürgerlichen Individuums, das nur die Liebe einzulösen im Stande ist (Andersherum haben vormoderne Gärungen in der Liebe überhaupt erst die Idee des bürgerlichen Individuums vorbereitet (vgl. Luhmann 1994: 123f.)). Über diesen intensiven Bezug der Partner_innen aufeinander wird nicht nur die exklusive Kopplung von Liebe, Sexualität und Ehe legitimiert (Du kannst nur eine_n lieben), sondern auch die (scheinbare) Abkopplung des Paares von der Welt. Das zweite Glücksversprechen der Liebe liegt in ihrem transzendentalen Charakter (vgl. Burkart 1998: 24). Sie vermag es Grenzen zu überschreiten: Grenzen des Profanen, Geregeltten, theoretisch gar der gesellschaftlichen Position. Damit öffnet sie einen außeralltäglichen Erfahrungsraum, der einen subjektiven Sinn, vielleicht gar ein utopisches Element, enthält: die Erfahrung, dass es auch anders sein könnte.

Liebe ist also kein überhistorisches Phänomen, sondern Produkt historischer Kontingenzen. Die

historischen Bedingungen, unter denen sich die romantische Liebe zunächst in der Bourgeoisie, deutlich später dann auch in der Arbeiterklasse durchsetzte, sind vor allem durch die bürgerliche Geschlechterordnung und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse geprägt. Das bürgerliche Geschlechterverhältnis eröffnet Frauen zwar neue Handlungsräume, da ihre Bedürfnisse nun erstmals eine Rolle für die Partnerwahl spielen und sie nicht mehr ausschließlich Tauschobjekte sind, die vom Vater auf den Ehemann übergehen (vgl. Lévi-Strauss 1981), sondern als Gefühlssubjekte anerkannt werden. Allerdings beruht diese Anerkennung auf der Konstruktion bipolarer, hierarchisierter Geschlechtscharaktere, die durch vermeintlich natürliche Unterschiede legitimiert werden (vgl. Dröge-Modelmog 1987): Dem männlichen Prinzip, verkörpert durch die öffentliche Sphäre, produktive Arbeit, Aufklärung, Vernunft, Kultur und Selbstbeherrschung, wird das weibliche entgegengestellt. Ihm wird die private Sphäre zugeordnet, in der Frauen als sinnliche, gefühlsbetonte und naturnahe Wesen Haus- und Fürsorgearbeit leisten. Die Liebe wird in diesem Zusammenhang feminisiert. In der Tradition der Aufklärung werden Körper und Gefühle zu Studienobjekten des (männlichen) Verstandes und somit beherrschbar. Analog dazu wird auch die Liebe in ihrer partikularen Bedeutung als Gefühlsstereotyp, das der rationalen Logik des öffentlichen Lebens diametral entgegengesetzt und untergeordnet wird, durch den Verstand berechen- und beherrschbar (vgl. Dröge-Modelmog 1987). Außerdem richtet sich die Aufforderung, zu lieben, in erster Linie an Frauen, die – im Namen der Liebe – für die selbstlose Versorgung und Befriedigung des Ehemannes zuständig sind (vgl. Bock/Duden 1977).

Die romantische Liebe ist jedoch nicht nur in die Geschlechter-, sondern ebenso in die Produktionsverhältnisse verwoben. Die angebliche Idylle der Liebe soll Geborgenheit und Schutz vor der „verwalteten Welt“ (Adorno/ Horkheimer 2000: 5) des Kapitalismus bieten. Hier gilt das Leitbild des homo oeconomicus; die rationale Verfolgung des Eigeninteresses gegen die Konkurrenz ist oberstes Gebot. Diese Rationalität orientiert sich nicht an den Bedürfnissen der Menschen, sondern am Ziel des Profits, des Wachstums und der Kapitalakkumulation. In der kapitalistischen Ökonomie wird zwar nie dagewesener Reichtum erzeugt, an dem dessen Produzent_innen freilich kaum beteiligt werden, doch dieser wird unter entfremdeten und verdinglichten Bedingungen geschaffen, unter denen der/die Einzelne nicht mehr als das sprichwörtliche Zahnrad im Getriebe ist und die Logik des Tausches alles vergleichbar macht und das Besondere auslöscht (vgl. Adorno 1977). Die Liebe soll gewissermaßen Kompensation leisten für diese Zumutungen und Zurichtungen. Damit steht sie nicht außerhalb kapitalistischer Ökonomie, sondern ist in diese konstitutiv eingeschlossen: Sie soll „das Wahre unmittelbar im Falschen aufrichte[n]“, so Adorno (ders. 2003: 195). Durch ihre Etablierung als Prinzip verspricht sie eine Humanität, die nicht existiert, und legitimiert so die bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Aber nicht nur durch diesen ausschließenden Einschluss ist die Liebe mit dem Kapitalismus verbunden, sondern sie ist selbst von dessen Prinzipien durchdrungen. Denn auch in der Liebe handeln Menschen nach ihrem Eigeninteresse, erheben einen Besitzanspruch auf einen anderen Menschen, befriedigen sich an dem, öfter: der anderen. So genannte Familiendramen, bei denen der Mann die Frau aus Eifersucht tötet, sind insofern keine unerklärliche Tragödie, sondern extreme Ausdrucksformen dieser „Menschenverachtung in Liebe“ (Sigusch 2005: 18).

Die romantische Liebe ist also mit den geschlechtlichen und ökonomischen Herrschaftsverhältnissen auf das Engste verwoben. Als vermeintlich Anderes erfüllt sie eine soziale Funktion. Ihr doppeltes Glücksversprechen kann sie nicht einlösen.

Seit dem 18. Jahrhundert haben sich sowohl die Geschlechter als auch die Produktionsverhältnisse

mehrfach transformiert. Und mit ihr auch die Liebe. In Zeiten des Neoliberalismus erscheinen auch Liebesbeziehungen liberalisiert: Es entstehen, obwohl die Norm der Heterosexualität unangetastet bleibt, neue Freiheiten für homo- und bisexuelle Lebensweisen. Außerdem wurde die Norm der lebenslangen Monogamie von der seriellen Monogamie verdrängt, teilweise wird auch diese neue Norm herausgefordert, etwa durch Polyamorie. Doch auch im Neoliberalismus, der sich geschlechtliche Gleichberechtigung und individuelle Selbstverwirklichung auf die Fahnen schreibt, sind weder die Grundpfeiler der Geschlechter- und Produktionsverhältnisse angetastet noch hat sich die grundsätzliche gesellschaftliche Funktion der Liebe geändert (zum Geschlechterverhältnis im Neoliberalismus vgl. Wetterer 2003). Das Bedürfnis nach den Versprechen der Liebe scheint unter dem Druck der ständigen Selbstvermarktung und des Selbstmanagements (vgl. Bröckling 2007) größer denn je, schließlich werden Individuen zur umfassenden Anwendung ökonomischer Kategorien auf sämtliche Bereiche des eigenen Lebens angehalten. Dieser Imperativ zieht sich bis in die Liebesbeziehungen, in denen sich das Ideal der „partnerschaftlichen Beziehung“ (Giddens 1992) durchsetzt. Dieses Ideal steht auf dem Boden einer ökonomischen Tausch- und Vertragslogik, indem die Partner_innen ihre Beziehung durch rationale Aushandlungsprozesse gestalten. Paradoxerweise ermöglicht gerade dieses neue Beziehungsideal, das Intimbeziehungen auf neue Art und Weise einer ökonomischen Betrachtung unterwirft, Frauen in heterosexuellen Liebesbeziehungen das Einfordern von mehr Gleichberechtigung im liberalen Sinne. Allerdings kann die partnerschaftliche Logik keinen subjektiven Sinn stiften. Dies bleibt der romantischen Liebe vorbehalten, die wiederum nur sich selbst begründet und aus der gerade keine Forderungen abgeleitet werden können (vgl. Burkart 1998: 25). Daher umfassen heutige Liebesbeziehungen beide Logiken, die in einem komplexen und widersprüchlichen Wechselverhältnis zueinander stehen (vgl. Koppetsch 2007).

Zu Recht machen Feminist_innen darauf aufmerksam, dass nichts geschlechtliche Ungleichheiten in heterosexuellen Beziehungen beständiger absichert als die Liebe. Die feministische Forderung, die Liebe abzuschaffen (vgl. Firestone 1987: 140), wird so durchaus verständlich. Und in der Tat scheint angesichts der angeführten Verwicklungen von Liebe und Herrschaft vieles für diese Konsequenz zu sprechen. Die Forderung unterschlägt allerdings nicht nur die subjektive Sinnstiftung und Anerkennung durch Liebe, auf die zahlreiche Frauen (als Resultat historischer Entwicklungen) noch stärker als Männer angewiesen sind (vgl. Illouz 2011: 205 f.), sondern sie wickelt auch das vielleicht letzte Refugium ab, in dem, wenn auch nur als uneingelöstes Versprechen, die „Ahnung eines besseren menschlichen Zustands“ (Horkheimer 1986: 346) überwintert.

Es überrascht kaum, dass die beiden historischen Versprechen der romantischen Liebe, der Individualität und der Transzendenz, bis heute auf ihre Verwirklichung warten. Wenn etwas an der bürgerlichen Liebe bewahrenswert ist, dann eben dieses doppelte Versprechen, dessen Einlösung erst unter radikal veränderten Geschlechter- und Produktionsverhältnissen möglich würde. Die Art und Weise, wie die Menschen heutzutage in ihren heterosexuellen romantischen Zweierbeziehungen wahlweise vor sich hin vegetieren oder sich zu Grunde richten, wird uns dieser Einlösung allerdings kaum näher bringen:

„Soll Liebe in der Gesellschaft eine bessere vorstellen, so vermag sie es nicht als friedliche Enklave, sondern nur im bewussten Widerstand“ (Adorno 2003: 195).

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (2003) [1951]: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Adorno, Theodor W. (1977) [1966]: Gesellschaft. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band 8. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9-19.
- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (2000) [1969]: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer. Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit - Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft - Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976. Berlin: Courage, S. 118-199.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das Unternehmerische Selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burkart, Günter (1998): Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: Ders./Kornelia Hahn (Hg.): Liebe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich, S. 15-50.
- Dröge-Modelmog, Ilse (1987): Was heißt hier Liebe? Gedanken zu einem Massenphänomen. In: Dies./Giesela Mergner (Hg.): Orte der Gewalt. Herrschaft und Macht im Geschlechterverhältnis. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-31.
- Firestone, Shulamith (1987): Frauenbefreiung und sexuelle Revolution. Frankfurt am Main: Fischer.
- Giddens, Anthony (1992): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Fischer.
- Horkheimer, Max (1986): Autorität und Familie. In: Ders.: Kritische Theorie. Eine Dokumentation. Band 1. herausgegeben von Alfred Schmidt. Frankfurt am Main: Fischer, S. 277-360.
- Illouz, Eva (2011): Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung. Berlin: Suhrkamp.
- Koppetsch, Cornelia (2007): Liebesökonomie. Ambivalenzen moderner Paarbeziehungen. In: WestEnd, Jg. 2, H. 1, S. 96-108.
- Lévi-Strauss, Claude (1981) [1948]: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994) [1982]: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sigusch, Volkmar (2005): Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Dies./ Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): Achsen der Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.